

(Nachdruck verboten.)

## Der Kasfl vom Hollarbräu.

85] Roman von R. von Seydlitz.

Bis zum letzten Augenblick hantierte die fleißige Schar der Künstler an der Dekoration, die viel zu weit und groß gedacht war und nicht zur Hälfte zur Ausführung gelangte. „Ob sie wohl fertig werden?“ fragte sich Kasfl verwundert. Natürlich wurden sie nicht fertig, — welcher dekorative Unfug wäre je fertig geworden? — und als schon die Massen der Gäste die Tische umlagerten, und die Wagen des Komitees und der Professoren heranrollten, wurden noch immer Kübel voll Farbe, Berge von Leinwand und Papier, Stangen, Latten, Stiften, Guirlandenteile und zertretene Lampions eilig weggeschafft. — Aber was fertig war, war gelungen und der dekorierte Teil des Kellergartens bis zum Musikpavillon war nicht wieder zu erkennen. Hinten schloß, aus einem Meer künstlicher Riesenblumen auftauchend, die überlebensgroße Büste des Gefeierten das prächtige Bild ab. Dahinter konnte man durch die zusammengestellten Lannengebüsche schlüpfen und besand sich dann in einem verödeten, stillen Teil des Gartens.

Hier hinten sammelten sich bald am Nachmittag die Honoratioren vom Hollarbräu, die diesen Winkel, wo sie allein saßen, dem Drang und Treiben des Festraums vorzogen. Seitwärts, auf der Wiese, zimmerten fleißige Hände noch an einem improvisierten Tanzboden, dessen gelbe Bretter grell von dem Grün des Rasens abstachen.

Einer vom Komitee, als er die Gruppe der stillen Gäste bemerkte, beilte sich, über die Lannen her ihnen einen großen Korb mit bunten, von Künstlerhand in unerschöpflicher Laune bemalten Papierlaternen hinüberzureichen:

„Hängen Sie das, bitte, selbst auf; Sie sitzen sonst bald im Finstern!“

Und einige, auch Hegebart, befestigten die viereckigen bunten Dinger an Drähten um die Bäume. Dann setzten sie sich und hörten den Reden und Gesängen zu, die dicht neben ihnen jenseits der Hecke auf dem Festplatz ertönten.

Kasfl setzte sich auf einen der freien Plätze einer langen Bank; er wählte den Platz, weil neben ihm Kofberger saß, mit Frau und andren. Denn Damen waren auch da. Auch Frau Ebelein und Tochter sah man; aber diese hielten sich mehr an die Ecke, wo das Direktorium vertreten war, und Direktor Haslinger mit Familie präsiidierte.

Für alle diese war's ein ganz improvisiertes Fest. Sie genossen es aber darum desto froher. Und gar, als die Tanzmusik vom Bretterpodium herüber tönte, während Dunkelheit allgemach herabsank und die farbigen Laternen aufleuchteten, dünkte der milde Herbstabend ganz reizvoll. Gar bald auch verwischte sich die Grenze der Lannenhecke, denn tanzlustige Herren spähten über die grünen Nadeln und drangen heraus, um die vorhandenen Damen aufs Podium zu schleifen.

Kasfl hatte oft im Kellergebäude zu thun und kam oft halbe Stunden lang nicht zum Vorschein. Als er sich gerade wieder neben Kofberger niedergelassen hatte, war ein Tanz zu Ende, und die zurückkehrenden Paare strömten lachend und erhitzt zu den Tischen zurück. Da rauschte ein Kleid neben ihm, und eine Dame setzte sich lächelnd dicht neben ihm nieder; er sah sich um:

Vivi Ebelein!

Sie begrüßte ihn, der sich höflich erhob, mit Kopfnicken und sprach ihn an:

„Herr Hegebart, nicht wahr? Ich sah Sie erst neulich. Wir sind froh, daß Sie bei uns sind. Herr Haslinger ist besonders vergnügt. — Herr Kofberger, das danken wir, glaub ich, Ihnen, nicht?“

„Herrn Hegebart selbst zunächst, Fräulein,“ erwiderte Kofberger, höflich wie immer, aber dann wandte er sich wieder zu seinem Nachbarn ab, einem Augsburger, der ihm den ganzen Abend seine Wünsche ins Ohr flüsterte; er wollte seine Brauerei gern loschlagen und hoffte, Kofberger könne ihm ohne viel Aufsehen zu einem Käufer verhelfen. Dort winkte also eventuell Provision, und Kofberger hatte auch bei Festgelagen stets für Geschäfte ein offenes Ohr.

Kasfl sah sich also genötigt, auf eigne Faust die lebhafteste Dame zu unterhalten, die neben ihm Platz genommen. Dabei beobachtete er sie im stillen. Besonders schön war sie nicht, und jener flatterhaft affektierte Zug, der ihn vor Jahren an der damals Jungen geärgert hatte, war auch heute bemerkbar; nur daß Kasfl inzwischen sein Stück Welterschauung so nebenbei mit hinuntergelesen hatte und sich vor solchen feinen Damen nicht mehr gar so sehr fürchtete. So gar schrecklich schienen sie ihm heute nicht. Sie sprach auch nicht nur kein Französisch, sondern sogar ganz ehrliches Münchenerisch, soweit eine höhere Tochter das vermag.

„Ach! Sie hatte längst ausgegeben, was ihr einstiges Ideal gewesen. Den Lieutenant, die französischen Brocken, die Baderreisen, ja sogar die Pariser Kleider! Dem sie war hübsch alt geworden, wie sie sich gestalten mußte; und eine Kette böser Schicksal hatten ihr bisher das Glück der Ehe vorenthalten. Heiratete sie jetzt einmal, so sollte es eine vernünftige Geschäftsehe werden, soviel hatte sie unterm Beifall ihrer Mutter fest beschloßen. Ueber ihre sociale Sphäre hinaus, ja auch nur in fremde Kreise hinein, die ihr ebenbürtig gewesen wären — nein! Dem dazu war sie zu eng noch mit dem alten Hollarbräu verwachsen, wenn auch der Vater das Geschäft nicht mehr beherrschte. Denn sie und die Mutter zusammen hatten den schönsten Teil der Hollarbräuaktien im Kasten. Dem Gelde nach war sie immer noch die Hauptbesitzerin.“

Kasfl arbeitete hart an der Unterhaltung, er war so klug, schnell zu erwähnen, daß er gar nicht tanze, und verbreitete sich flüchtig über das fragwürdige geräuschvoller Unterhaltungen:

„Sehn's Fräulein, — wer recht arbeitet, der hat kaum Zeit übrig und Schneid für so Sachen.“

„Ach ja,“ sagte sie seufzend, „recht arbeiten! — das mag doch wohl das größte Glück sein. Ich hab das nie gekannt. Was soll unsern arbeiten? Gesellschaft und Pauscherei, Theater und Langeweile, das ist das ganze Leben.“

Kasfl wollte, in reifster Weisheit, eben darauf hinweisen, daß Ehe und Kinder gewiß Arbeit genug brächten, als Vivi von einem Herrn zum neuen Tanz abgeholt wurde.

Kasfl behielt seine Nede für sich und trank einen bedächtigen Schluck; er segnete den Herrn für die gute Idee, ihn von Vivi befreit zu haben. Gleich darauf ärgerte ihn aber wieder solche Jaghaftigkeit. Er wandte sich, um dem Nachbenten zu entgehen, Kofberger zu und hörte mit Interesse das Gespräch über die Augsburger Brauerei an. Dabei war er wieder in seinem Element. Endlich ging der andre fort, und er sprach mit Kofberger weiter über dies und das; auch über Vivi Ebelein.

„Zwei Drittel vom Hollarbräu gehören der Mutter und ihr; — wer die amal kriegt —!“

„Mich wundert nur, daß noch keiner angebissen hat,“ versetzte Kasfl.

„Mögen möcht' s' mancher,“ meinte Kofberger. „Aber die nimmt net an jeden.“

„Schied is s' eigentlich net.“

„Des freut mich, daß Sie des sag'n, Herr Hegebart. — Denn eigentlich, unter uns gesagt, — 's wär just die rechte für ein'n, den i kenn.“ Dies flüsterte er schalkhaft „an“ Hegebart „hin“.

Kasfl schaute ihn groß an. Er wollte beinahe nicht verstehen; zuletzt rieb er sich die Nase, strich den Schnurrbart und meinte: „Na. — In dees Nest steig i net.“

Kofberger schüttelte den Kopf. „Dees begreif i net. A Mann wie Sie! — Hergott no' mal, wenn mir in' ganzn Lebn amal so a Glück geleuchtet hätt! Ihna fällt alles nur so in'n Schoß. Und Sie bedenken sich a noch, und thun spröb. — Herr Hegebart,“ — er legte die Hand auf den Arm Kasfls — „ich denck doch, Sie sind der Geschcidtere von uns allen hier; Sie werden schon wissen, wo der richtige Weg geht zu all dem, was Sie vor haben —“

„Was hab' i denn vor?“

„Na; i dacht' grad' an unser erstes Gespräch im Draustübl' damals, wie Sie uns besucht haben. Damals haben Sie mehr vorgehabt, als wie Bräumeister im Hollarbräu sein.“

„Ja, mein Gott!“

„Na? Hab' i recht? — Soll's etwa ich Jhna sagen, was das wär', wenn Sie die Bibi Ebelein zur Frau nehmen und 's Gerschtel dazu einpacken? A reicher Mann sind, und unabhängig, und alles? Und amal selber Bräuer werden können, früher als wie andre, die erst dazu kommen, wenn sie weiße Haar haben und fertig und kaput sind? — Soll i vielleicht Sie erst geschiedt machen, Herr Hegebart? — — Aber naa!“ brach er ab, „dees wissens selm. S' thun halt a so. — Recht is, i rühr net dran. Ich misch mich net drein. Ich — weiß vo' nix! — Dabei lachte er schalkhaft und schüttelte Kapils Arm.

Kastl selber lachte verwirrt dazu, weil er nichts zu sagen wußte. Rößberger kniff ein Auge zu und sah äußerst pffiffig aus.

Kastl stand auf, immer noch in Verwirrung, und machte sich im Geschäft zu thun. Er konnte aber den verwirrenden Gedanken nicht los werden.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Jo Saturnalia!

In diesen Tagen, bevor mit Achermittwoch für die katholische Welt die vierzigstägige Fleischensagung der Fastenzeit einsetzt, erreicht die tolle ausgelassenheit des Karnevals ihren Höhepunkt. Wer nur das kümmerlich vegetierende Treibhauspflanzen kennt, als das sich hier in Berlin der Karneval darstellt, wer nie das Fastnachts-treiben in einem der Hauptstädte des Karrentums mitgemacht hat, der kann sich nur schwer eine Vorstellung davon bilden, wie tief diese Fest dort noch immer in der Volksseele wurzelt: obwohl freilich neuerdings Rückgang und Ausartung vielfach in die Augen springen. Im großen und ganzen gilt für die Hochburgen der Faschingslust aber doch noch die Charakterisierung als Volksfest, die Goethe vor über einem Jahrhundert in seiner klassischen Beschreibung des römischen Karnevals ausgesprochen hat, wo er zu Eingang seine Anschauung von dem Wesen des dortigen Festes also zusammenfaßt: „Der römische Karneval ist ein Fest, das dem Volk eigentlich nicht gegeben wird, sondern das sich das Volk selbst giebt. Der Staat macht wenig Anstalten, wenig Aufwand dazu. Der Kreis der Fremden bewegt sich von selbst, und die Polizei regiert ihn nur mit gelinder Hand. Hier ist nicht ein Fest, das wie die vielen geistlichen Feste Roms die Augen der Zuschauer blendete; hier ist kein Feuerwerk, das von dem Kastell Sankt Angelo einen einzigen überraschenden Anblick gewährte; hier ist keine Erleuchtung der Peterkirche und Kuppel, welche so viel Fremde aus allen Ländern herbeilodet und befriedigt; hier ist keine glänzende Prozession, bei deren Annäherung das Volk beten und staunen soll; hier wird vielmehr nur ein Zeichen gegeben, daß jeder so thöricht und toll sein dürfe, als er wolle, und daß außer Schlägen und Messertischen fast alles erlaubt sei. Der Unterschied zwischen Hohen und Niederen scheint einen Augenblick aufgehoben: alles nähert sich einander, jeder nimmt, was ihm begegnet, leicht auf, und die wechselseitige Frechheit und Freiheit wird durch eine allgemeine gute Laune im Gleichgewicht erhalten. In diesen Tagen freuet sich der Römer noch zu unsren Zeiten, daß die Geburt Christi das Fest der Saturnalien und seiner Privilegien wohl um einige Wochen verschoben, aber nicht aufheben konnte.“ In den letzten Worten weist Goethe hier auf den Ursprung des modernen Karnevals aus einem uralten Fest des heidnischen Rom hin, und es ist kulturgeschichtlich höchst interessant, sich dies Urbild des heutigen Festes, soweit das aus den verstreuten Nachrichten alter Schriftsteller möglich ist, zu versinnlichen.

Die Feier der Saturnalien galt der Erinnerung an jene glücklichen Zeiten, als, der religiösen Ueberlieferung zufolge, über den Teil von Italien, in dem Rom liegt, über die Landschaft Latium, deren alter Stammesgott Saturnus herrschte und das Volk der Latiner sich des goldenen Zeitalters erfreute, in dessen Vorstellung sich die unsichthige Bedenken an die entschwindene Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit des urwüchsigen Kommunismus wieder spiegelt, wie er in der Gentilgesellschaft vor Alters bestanden hatte. Ueber diese Zeit des Saturn heißt es bei dem römischen Schriftsteller Justin: „Die ersten Bewohner Italiens waren die Aboriginer (die Ureinwohner), deren König Saturn nach der Ueberlieferung von solcher Gerechtigkeit war, daß weder unter ihm jemand als Sklave diente noch irgend etwas als Privateigentum besaß; sondern allen war alles gemeinsam und ungeteilt, als wenn es der Gesamtheit als ein Erteil gehörte.“ Und bei einem andern römischen Schriftsteller heißt es mit Bezug darauf, daß im Tempel des Saturn der Staats-schatz der römischen Republik aufbewahrt werde: „Die Römer wollten aber deshalb, daß ihnen der Tempel des Saturn als Schatzkammer diene, weil zu der Zeit, da er in Italien weilte, kein Diebstahl in dessen Gebiet begangen sein soll, oder weil unter ihm niemand etwas als Privateigentum besaß:

„Nicht war's Recht, zu verteilen das Feld und durch Raine die Acker Alle zu scheiden; sie schafften gemeinsames Gut;“ darum sollte bei dem das gemeinsame Vermögen des Volks untergebracht werden, anter dem allen alles gemeinsam gewesen wäre.

Dies goldene Zeitalter einer glücklichen Vergangenheit sollte nach der dem Fest zu Grunde liegenden Idee mitten aus der Au-

täglichkeit, der gegenwärtigen „eisernen Zeit“, ihrer Vermögensungleichheit, ihrer Unterdrückung großer Massen zum Vorteil weniger, ihres fast nie aufgehenden Bassenlärms, vorübergehend wieder aufleben in dem Feiertagsjubel der Saturnalien, wie sie mindestens seit der ersten Zeit der Republik (ungefähr 500 v. Chr.), wahrscheinlich aber schon unter den Königen alljährlich in dem der gültigen Gottheit des Saturn geweihten Monat Dezember begangen wurden; zunächst nur ein Tag (19. Dezember), später aber auf sieben Tage (17.—24. Dezember) ausgedehnt. Sehr hübsch bringt den Grundgedanken des Festes der im 2. Jahrhundert nach Christo schreibende griechische Schriftsteller Lucian, der „antike Voltaire“, zum Ausdruck in einem besonderen äußerst witzigen Schriftchen über die Saturnalien. Da wird Saturn mit einem Priester redend eingeführt und erzählt, er habe zu Gunsten seines Sohns Jupiter auf die Herrschaft verzichtet. „Nur diese wenigen Tage beschloß ich unter den erwähnten Bedingungen auszunehmen und ich übernehme dann wieder die Herrschaft, um die Menschen zu erinnern, wie das Leben unter meinem Regiment war, als die Erde unbefäet und unbeadert ihnen alles trug, nicht Aehren, sondern fertiges Brot und zubereitetes Fleisch, als der Wein in Flüssen strömte und Honig und Milch aus Quellen emporsprudelten. Dies ist die Ursache, daß ich die kurze Zeit über das Scepter führe, und deshalb herrscht überall Jubel, Gelang und Scherz und Gleichheit zwischen Freien und Sklaven; denn zu meiner Zeit gab es keine Sklaven.“ Freilich schränken jene Bedingungen, unter denen der Gott alljährlich auf sieben Tage das Regiment führt, die Bedeutung seiner vorübergehenden Herrschaft gewaltig ein; denn als der Priester, mit dem er sich unterhält, ihn im Reichthum angeht, giebt er zur Antwort: „Siehst Du nicht, daß Du eine Bitte stellst, die ich nicht erfüllen kann? Derartiges habe ich nicht zu vergeben. Laß es Dir also nicht unangenehm sein, wenn Du das nicht erhältst; bitte den Jupiter darum, wenn nach kurzer Zeit die Herrschaft wieder an ihn kommt. Ich übernehme die Zügel der Regierung unter bestimmten Bedingungen: Sieben Tage dauert die ganze Herrlichkeit, und wenn diese vorüber sind, so bin ich sogleich wieder ein Privatmann und einer aus dem großen Haufen. Selbst in den sieben Tagen ist es mir nicht verstatet, eine staatliche Angelegenheit von Belang anzuordnen: Trinken und Feiern, Lärmen und Scherzen, Würfeln und Festkönige ernennen, die Sklaven bewirten, nackt singen und aus Leibesträften Klatschen, zuweilen das Gesicht mit Aush beschmiert mich lospfeifen ins Wasser stürzen lassen, das darf ich; jene großen Dinge aber, den Reichthum und das Gold, verteilt Jupiter, an wen er will.“ Und schließlich, als diese neugierigen Fragen des Priesters gar kein Ende nehmen wollen, bricht der Gott, über diese Unterbrechung der Anselassenheit seiner Ehrentage ungeduldig, die Erörterung ab: „Wir wollen nun schmausen, jubein, und die Festesfreiheit genießen, näher nach alter Sitte um Rüsse würfeln, Festkönige ernennen und ihnen gehorchen. Auf diese Weise werde ich das Sprüchwort wahr machen, welches sagt: „Alte Leute — zweimal Kinder.“

Ans diesen Stellen bei Lucian treten die Grundzüge des Saturnalienfestes ja wohl schon einigermaßen hervor; indes läßt sich das Bild verdeutlichen und erweitern aus zahlreichen gelegentlichen Bezugnahmen der verschiedensten alten Schriftsteller auf die Einzelheiten der Feier. Danach nahm man am ersten Festtage, dem 17. Dezember, anstatt, wie gewöhnlich nachmittags, schon gleich in der Morgendämmerung — „wenn der Feiher an der Sonnenuhr einen Schatten von sechs Fuß wirft“, sagt Lucian — das Bad, um sich den ganzen Tag in der Stadt umhertreiben zu können, und ging dann in die gleich den meisten Privatwohnungen mit Wachskerzen beleuchteten Tempel des Saturn, wo man, nachdem der Bildsäule des Gottes die wolkene Fuhbinden gelöst waren, dem Gott und dem eignen Genius ein Opfer darbrachte. Während der Festtage waren alle öffentlichen und Privatgeschäfte eingestelt, Schulen und Läden geschlossen, kein Krieg wurde erklärt, keine Schlacht geliefert, keine Strafe verhängt, vor allem keine Hinrichtung vollzogen, und es war üblich, einer Anzahl Gefangener die Freiheit zu schenken. Alle Trauer war aufgehoben in diesen Freudentagen närrischer Ausgelassenheit. Schon am Abend, bevor das Fest begann, eilte alles mit brennenden Wachsfadeln durch die Straßen und begrüßte sich mit dem Jubelruf des Festes: „Jo Saturnalia!“ (Hurra, Saturnalien!) Von da an herrschte für alle Stände unbegrenzte Freiheit zu allerhand Mutwillen. Außer sonstigen Gedenkreichen, mit denen man sich vergnügte, ging man mit beruhten Gesichtern umher. Die Freien legten die lästige Toga ab und verummten sich in einem Mantel mit Kapuze, die Kopf und Schultern bedeckte und aus der der moderne Domino entsprungen ist. Vor allem aber kam den ärmsten der Lasttiere, den Sklaven, die festliche Woche zu gute. In diesen Tagen waren sie nicht dem „hoc volo, sic jubeo“ ihrer Herren und Herrinnen unterworfen, waren sie deren despotischer Willkür, der Arbeitsüberlastung und den so häufigen körperlichen Mißhandlungen entbunden und bekamen für eine kurze Spanne Zeit das Hochgefühl der Freiheit zu kosten; der Rückfall in das alte Elend mochte freilich nachher um so bitterer sein. Jedenfalls aber,

\*) Dies berühmte Citat stammt aus der sechsten Satire des Juvenal, wo eine Herrin, die ihren Sklaven ans Kreuz schlagen lassen will, ihrem nach Gründen fragenden Mann erklärt: „Du Narr, ist denn ein Sklave ein Mensch? Er mag nichts gethan haben, so sei es: Aber ich will dies, so befehle ich es, anstatt eines Vernunftgrundes diene mein Wille.“

so lange die Saturnalien währten, genossen die Sklaven völlige Arbeitsruhe und persönliche Freiheit, durften die toga und die Filz- mütze tragen, was sonst nur den Freien zustand, und saßen be- ziehentlich lagen mit ihren Herren zu Tische, wobei die Herren die Be- dienung übernahmen und den Sklaven völlige Redefreiheit gestatten mußten. Die Reichen hielten an diesen Tagen offene Tafel, wobei auf guten Nachtsch besonders Wert gelegt wurde; für das damit verbundene Beschlagen wurde ein Wahlkönig gewählt, entweder mittels der Würfel oder durch Verteilung eines Knuchens mit einem eingebadenen Zeichen, das den Empfänger zum König bestimmte: dieser konnte dann seinen Unterthanen alle möglichen närrischen Be- fehle erteilen. Außerdem lag man eifrig dem Würfelspiel ob, die Armeren um Rüsse, die Reichen dagegen vielfach um so große Geldsummen, daß Vermögen dabei gewonnen, aber auch verloren wurden.

Es braucht wohl kaum gesagt werden, daß es bei den Saturnalien in der Prags mit der Durchführung des Grundgedankens durch zeit- weilige Erneuerung der Freiheit und Gleichheit des goldenen Zeitalters gegenüber der bestehenden Spaltung in Reiche und Arme, Herren und Sklaven allenthalben das Bewußtsein lebendig zu erhalten, daß in jedem, auch in dem verachteten Sklaven, doch der Mensch zu ehren sei, gewaltig gehapert haben muß, zumal in der späteren Zeit. Daß das freie, aber rohe und verkommene Lumpenproletariat der Haupt- stadt bei den Saturnalien nicht gerade eine erhebende Rolle gespielt haben kann, ist wohl klar. Und daß der Hochmut und Eigennuß der Reichen den Zweck des Festes vielfach in sein gerades Gegenteil ver- zerrten, erhellt aufs deutlichsie aus dem oben angeführten Schriftchen Lucians, wo es in einem Brief der Annen an Saturn unter andern heißt: „Verordne auch, daß jeder bald vier, bald fünf Arme zu Tische zieht, aber nicht in der jetzigen, sondern in volkstümlicherer Weise, daß alle gleich viel bekommen, nicht so, daß jener mit Lederbissen sich vollstopft und daß der Sklave steht und wartet, bis jener vom Essen müde ist, oder vorbeiläuft, wenn er zu uns kommt, während wir uns noch ansehen, zuzulangen, nachdem er uns die Schüssel bloß gezeit hat und wieviel von dem Knuchen übrig ist. Wenn ein Schwein aufgetragen wird, soll er nicht dem Herrn die ganze Hälfte mit dem Kopf vorsetzen und den andern verhäßte Knochen bringen. Befiehl auch den Mund- schenken, sie sollen nicht warten, bis jeder von uns siebenmal zu trinken gefordert hat, sondern bei einmaligem Verlangen sofort ein- schenken und einen großen gefüllten Becher gleich dem Herrn über- reichen. Der Wein muß für alle Tischgenossen derselbe sein; denn wo steht das Gesetz geschrieben, daß er sich am Wein mit schöner Blume berauschen, ich mir vom Most den Magen sprengen lassen soll?“ Und wenn an einer andern Stelle Lucian fordert: „Falls der Reiche seine Sklaven bewirte, so soll er mit seinen Freunden sie bedienen.“ so geht daraus hervor, daß viele Sklavenhalter an diesen wichtigsten Punkt der Festvorschriften sich nicht mehr im mindesten störten.

Wohin es in der Kaiserzeit mit der harmlosen Ausgelassenheit und schrankenlosen Narrenfreiheit des Saturnalienfestes unter Umständen kam, zeigt mit grauenvoller Deutlichkeit ein schredlicher Vorgang in der Geschichte der ersten Cäsaren. Nachdem Nero mit seiner herrschsüchtigen Mutter Agrippina, die ihm auf dem Wege des Ver- brechens zum Thron verholfen hatte, zerfallen war, hatte diese sich ihrem vierzehnjährigen Stiefsohn Britannicus, der größeres Anrecht auf die Kaiserwürde hatte als Nero, genähert und damit bei Nero schwere Besorgnisse erregt. Als nun die Saturnalien des Jahres 55 n. Chr. begangen wurden, fiel am kaiserlichen Hof Nero die Würde eines Wahlkönigs zu, und er gab seinem Adoptivbruder den Befehl, irgend ein Lied zu singen, in der Hoffnung, der Knabe werde sich lächerlich machen. Anstatt dessen aber trug Britannicus ein Gedicht vor, das auf seine unverdiente Zurücksetzung anspielte und den ziemlich unverhüllten Weisfall der Festtafel fand. Da reiste in Neros Hirn der verbrecherische Plan, sich des gefährlichen Nebenbuhlers zu entledigen. Er ließ sich von der be- rüchtigten Giftmischerin Locusta ein Tränklein brauen, das aber nicht stark genug war, Britannicus zu töten; nachdem jedoch Nero die Locusta höchst eigenhändig geprügelt hatte, erhielt er von ihr ein höllisches Gemisch, das er an einem der folgenden Tage des Festes bei Tafel seinem Bruder beibringen ließ und zwar mit solchem Er- folg, daß der Knabe vor den Augen der schredensbleichen Gäste im Augenblick verstarb; so verstand Nero die Saturnalien zu begehen.

Wieviel aber auch das Fest im Verlauf der Jahrhunderte von seinem ursprünglichen Charakter eingebüßt haben mochte, so hielt doch das römische Volk daran als einer Gelegenheit, sich einmal gründlich auszutoben und die Sorgen und Nöte des Daseins alljährlich auf ein paar Tage zu vergessen, mit großer Beharlichkeit fest und feierte die Saturnalien mit närrischer Ausgelassenheit in Rom, wie in den Provinzen. Einen wie starken Halt an der Volkseele das Fest hatte, sollten die christlichen Glaubenseiferer der ersten Jahrhunderte erfahren, als sie, wie gegen alle Arten heidnischen Lebensgenusses, auch gegen das sündhafte Teufelswerk des Saturn dormerten. Schon Tertullian (gest. 216) klagt, daß sich auch Christen an der Feier der Saturnalien be- teiligten, und wenn das Konzil von Laodicea (314) den heidnischen Gebrauch untersagte, so blieb das doch ganz umsonst. Was der Kirche zu verdrängen gelang, war die Erinnerung an den Gott Saturn als Festheiligen: aus den Saturnalien wurde zunächst das mit tollem Plummenschanz auch von der niederen Geistlichkeit be- gangene Narren- oder Eselsfest, das in die dreizehn heiligen Tage

zwischen dem 26. Dezember und 6. Januar fiel; aus dem alten Wahlkönig wurde der Bohnenkönig des Dreikönigtags, wovon schon in den ältesten Kalendern der römischen Kirche die Rede ist. Ist das Narrenfest gegen seinen heidnischen Vorgänger schon um ein Geringes zeitlich verschoben, so wurde der Abstand noch um eine Anzahl Wochen größer in dem eigentlichen, gleichfalls unmittelbar aus den Saturnalien entprungeneu Karneval, der zunächst neben dem Narrenfest herging, es aber schließlich fast ganz verdrängte. Schon bei einem Kirchenrat des 5. Jahrhunderts heißt es über das Faschnachts- treiben: „Die Christen rufen vorzüglich an diesen Tagen, binden Lorben vor, tauschen die Geschlechter aus, vermunnen sich in Ge- spensfer und Teufel, geben sich dem Bacchus und der Venus hin und halten allen Mitwissen für erlaubt.“ Alles Gezeiter und alle kirch- lichen Verbote dagegen nutzten nichts; nur wurde dadurch, daß Papst Gregor d. Gr. gegen das Jahr 600 den Aschermittwoch als Beginn der Fastzeit festsetzte, das Bedürfnis des Volks, sich auszutollen, in der Hauptsache auf drei Tage eingeschränkt. Dazu hat dann die katho- lische Kirche schließlich gute Miene gemacht, und so kommt es, daß sich der Rest altrömischen Heidentums, als dem der Karneval sich darstellt, bis in die Gegenwart hinübergerettet hat. — c.

## Kleines Feuilleton.

— **Vollstümliche Wetterregeln.** Auch in der Bitterung gilt der Grundatz: alles Unnatürliche erzeugt Unnatürliches; alle un- natürlchen Vorgänge in der Natur bringen Wirkungen hervor, die sonst nicht zu erwarten sind. Ist es im Sommer kalt (da es doch zu dieser Zeit warm sein sollte), oder ist es im Winter warm (da man Kälte zu erwarten hat), so giebt es regnerische Tage. Dieselbe Regel gilt vom Frühling. Im Winter erwartet der Landmann Kälte. Er ist kein Freund des unnatürlchen warmen oder sehr gelinden Winters, weil die Erfahrung lehrt, daß auf einen warmen Winter ein schlechter Sommer folgt.

Die Wetterregel: „Morgenrot, Regenbrot“ gründet sich auf denselben Grundatz. Nach der Nacht erwartet man einen dunstfreien klaren Himmel; ein „übermäßiges“ Rot deutet auf eine „übermäßige“ Sättigung der Luft mit Wasserdunst hin. „Abendrot, gut Wetterbrot“ ist eine Regel, die für uns Norddeutsche eines Zusatzes bedarf, um als erprobt gelten zu können. Sie mag ausführlich so lauten: zeigt sich am „späten“ Abend ein schön-goldenes Rot am westlichen Himmel, oder auch: ist der Westen am Abend „hell“, und ist dabei — dieser Zusatz ist durchaus nötig — der „Norden hell“, so giebt es fast un- bedingt am folgenden Tage gutes Wetter; dem der dunst- und wolkenreine Westen und Norden lehren uns, daß wir am folgenden Tage keine Veränderung in der Atmosphäre zu befürchten haben. Zeigt aber der Westen „dunkle, schwere Banken“, so ist Regen im Anzug. Ist der Westen zwar rein, der Norden jedoch nicht, so ist das kommende Wetter sehr zweifelhaft. Erscheint das Rot am westlichen Himmel nicht am späten Abend, sondern zu einer unnatürlch frühen Stunde, z. B. schon um 4 Uhr des Nachmittags, und befindet sich diese Erscheinung nicht tief am westlichen Himmel, sondern höher, und fehlt dem Rot die schöne goldene Beimischung, so spricht der wetterkundige Schiffer von „Brand an der Luft“ und macht sich auf Sturm gefaßt.

Manche Wetterregeln haben ihre Begründung in der Erfahrung, welche man hinsichtlich des Einflusses des Monds auf unsre Erde gemacht, und knüpfen sich an die Stellung des Monds und die Mondphasen. Hängt die Mondichel, so lautet dieser Erfahrungssatz, „tief am westlichen“ Himmel, und ist dabei die leuchtende Seite der goldenen Sichel der Erde zugekehrt, so daß der Mond „auf dem Rücken liegt“, so ist Regen zu erwarten. Andre Wetterregeln stützen sich auf Erfahrungsschlüsse aus der Bil- dung und Stellung der Wolken. Zeigt sich am Himmel ein Schiff, d. h. ziehen sich von einem Punkte im Osten, also den Vordertheil eines Schiffes bildend, bis zu einem Punkte im Westen, also den Hinterteil eines Schiffes bildend, lange Wellenlinien hin, und ist dieses Schiff in seinem mittleren Teil verwischt, als wenn uns eine unerfahrene Hand mit einem Bleistift oder einem Wischer eine Zeichnung verdorben hat, so tritt nach kurzer Zeit Unwetter ein. Diese Wetterprophetie ist den Schiffern und den Seeleuten wohl bekannt. Von den vielen Wetterpropheten des Tierreichs behauptet die gelbe Wegeschnede ihre Autorität besser als die am Abend tanzenden Miden, welche zunächst nur „warmes“ Wetter ankündigen, oft allerdings auch gutes. Trägt die Schnede Gras auf dem Schwanz, so giebt es nasses Wetter, trägt sie Sand, so ist gutes Wetter im Anzug. Auch die Fische sind gute Wetterpropheten. Ist das Wetter noch so schön, so fehlen dennoch oft die Fische; ein Zeichen von kommendem Unwetter. — („Köln. Volksztg.“)

## Theater.

Neue Freie Volksbühne: Ein Handschuh von Björnson. — Björnson wird beinahe Mode in Berlin. Seine Stücke werden nicht nur gelobt, sondern auch gegeben. Und sie gefallen nicht nur der Kritik, sondern auch dem Publikum und werden Massen- stücke. Vielleicht ist diese Popularität des Dichters nicht ohne Ein- fluß auf die Aufführung des „Handschuh“ gewesen — wir sehen keinen andern Grund. Ist es durchaus notwendig, die Stücke aus- zugeben, in denen der große Dichter Björnson noch kein großer Dichter war? Björnsons Entwicklung als Dramatiker ist ja ganz eigenartig. Erst im Alter scheint ihm das Wesen des Dramas aufgegangen zu

sein. Spät hat er sich von den Vorbildern der französischen Theaterstücke befreit und seine großen Bühnendichtungen sind wie ein später, reifer Sommer, der um so mehr beglückt, je weniger man ihn erwartet hatte. Warum uns den besangenen unfertigen Björnson zeigen, der Theaterstücke schrieb, in denen die Sonne der germanischen Kraft nur matt — wie durch Nebel — leuchtete, eine Winter Sonne ohne jubelnde Helle und ohne siegende Kraft? Ich will der „Neuen Freien Volksbühne“ keineswegs den Vorwurf machen, daß sie nachlässig die Björnsonmode ohne Kritik und Bestimmung mitmacht. Ganz im Gegenteil: die „Neue Freie Volksbühne“ ist vorangegangen und die erfreuliche Björnsonmode ist nicht zum wenigsten gerade ihr Verdienst. Sie war es, die zuerst den zweiten Teil von „Ueber unsre Kraft“ ausführte und sie ist bisher die einzige Bühne, die uns „Paul Lange und Lora Parsberg“ gezeigt hat — bisher, jetzt ist die Dichtung glücklicherweise auch im „Berliner Theater“ und wird — verbündet mit der Frauendorfer — hoffentlich ihre ganze Schönheit enthalten. Nicht Modefucht also werfen wir der „Neuen Freien“ vor. Wir glauben nur, daß sie von der gegenwärtigen Popularität Björnsons zu Unrecht ein Echo selbst für den veralteten „Handschuh“ erwartete. Jedenfalls: einen Triumph hat sie durch die Aufführung dem norwegischen Dichter nicht bereitet.

Der Titel des Stücks ist ursprünglich symbolisch gemeint. Björnson wirkt der lazen Männermoral den Handschuh hin. Wenn die Frau keusch in die Ehe treten soll, soll es der Mann auch. Nur durch strenge Hucht erwirbt er sich die Fähigkeit, auch in der Ehe ein treuer Gatte zu sein. Das mag richtig sein, aber vielleicht darf man schlichter fragen, ob dem wirklich der gute Ehemann die Vollendung des Lebens darstellt. Immerhin — gegenüber der feigen Philisterrmoral, die für sich alles nimmt, aber sofort moralische Krämpfe kriegt, wenn ein warmblütiges Weib auch einmal etwas für sich nimmt, ist Björnsons Standpunkt konsequent und klar. Leider hat der Dichter in der neuen Bearbeitung, die von der „Neuen Freien Volksbühne“ aufgeführt wurde, diese Konsequenz vernichtet. Seine Heldin heiratet schließlich doch den Mann mit der unkeuschen Vergangenheit, und damit wird aus einem konsequenten Charakter eine ungewöhnlich bittere Jungfrau, deren große Tugend mir so viel Bewunderung einflößt, daß ich nie in die Versuchung kommen würde, sie ihr zu rauben. Um die Darstellung machten sich besonders Emanuel Reicher und seine Tochter verdient.

E. S.

**Secessionsbühne: Drei Einakter von Courtelaine.**  
— Die beiden ersten Sachen sind feuilletonistische Kleinigkeiten, denen man „unterm Strich“ ganz gerne begegnet. Recht grazios, nicht ohne zierlichen Wit, eine Dosis bescheidener Satire, kurz: ganz nett. Wir protestieren indessen nachdrücklich gegen den Unfug, um solcher Bagatellen willen die ganze Kritik zusammenzutrommeln. Was denkt die Secessionsbühne eigentlich? Beide Sachen sind mit den ältesten Theaternitteln gearbeitet und könnten von Scribe sein, wenn Scribe mit seinem fast poetischen Talent die Sache nicht doch um vieles besser gemacht hätte. Das letzte Stück, das übrigens, wie mir jetzt einfällt, zwei Akte hat, bietet wenigstens ein interessantes Motiv. Ein gemüthvoller Dummkopf wird von einem kolerischen Franzoszimmer systematisch betrogen und läßt sich in seiner grenzenlosen Gutmüthigkeit schließlich doch einreden, daß sie ihm treu sei. Eine „traagische Posse“ nennt der Dichter sein Stück und nimmt damit den Mund etwas voll. Der erste Akt ist entschieden langweilig und der zweite ist allzu kraß und theatralisch, um befriedigen zu können. Von den Darstellern müssen Hofmeister, Thurner, Jwald und Weinau genannt werden.

**Kunst.**

— Von dem Meisterwerke Wilhelm Leibls in der Nationalgalerie „Zwei Dachauerinnen“ erzählt D. v. Zeitgeb in der „Kunst für Alle“ eine charakteristische Erinnerung aus dem Leben des früh Verstorbenen: . . . Alles kam unverlauft zurück und hing wieder bei dem Münchener Kunsthändler. Auch die „Zwei Dachauerinnen“ konnte er nicht an den Mann bringen! Ich fragte ihn einmal: „Was haben Sie für dieses Bild schließlich bekommen?“ Er lächelte und entgegnete einfach: „Nichts!“ — „Unmöglich? Gar nichts?“ „Es war nämlich so“, erklärte Leibl. „Der Münchener Kunsthändler konnte nichts oder wenig von meinen Sachen anbringen, rechnete nach einiger Zeit mit mir in Bausch und Bogen ab und zahlte mir ein paar hundert Mark aus. Da waren die „Zwei Dachauerinnen“ mit dabei!“ Muntach sah das Bild eines Tages auf der Durchreise in München und erkannte seinen Wert natürlich sofort. Auf seine Frage meinte der Kunsthändler, er wolle es ihm gern gegen ein eigenes teilweises überlassen. Das geschah. Und als Muntachs Frau unlängst Bilder ihres Mannes veräußerte und die „Dachauerinnen“ auch, hörte Direktor von Schmidt in Berlin davon und konnte das Meisterwerk zu einem bescheidenen Preise erwerben.

**Physikalisches.**

— Erdströme. Dr. W. Dessau schreibt in der „Amstern“: Senkt man an zwei verschiedenen Stellen Metallplatten in die Erde und verbindet dieselben außerhalb durch einen Draht, so beobachtet man in diesem einen elektrischen Strom, dessen Stärke von der gegen-

seitigen Lage und Entfernung der beiden Platten, von der Tages- und Jahreszeit und anderen Bedingungen abhängt, der aber niemals vollständig fehlt. Ein Teil dieser Ströme kann in einer elektrischen Verschiedenheit der beiden Platten, die in diesem Falle mit dem zwischen ihnen befindlichen Erdreich eine richtige galvanische Batterie bilden, seine Ursache haben; der größere Teil aber, der eigentliche Erdstrom, kann nur davon herrühren, daß zwischen den verschiedenen Stellen der Erde thatsächlich elektrische Spannungsdifferenzen bestehen. Die ersten Beobachtungen dieser Erdströme reichen schon mehr als 50 Jahre zurück; die systematische Untersuchung derselben und ihrer Beziehungen zu den Variationen des Erdmagnetismus ist aber wesentlich dem Berliner Elektrotechnischen Verein zu verdanken, der zu diesem Zwecke im Jahre 1881 ein Komitee konstituierte, das seine Arbeiten mit Unterstützung des Reichs-Postamts und der Berliner Akademie bis zum Jahre 1887 fortsetzte. Die Ergebnisse liegen erst jetzt gesammelt vor; den interessantesten Teil derselben bildet der Nachweis, daß die kleinen Bewegungen, welche eine frei aufgehängte Magnetnadel mehr oder minder regelmäßig im Laufe des Tags und des Jahrs vollführt, durchgängig den Variationen der Erdströme entsprechen oder mit andren Worten, daß bestimmte Veränderungen in der Stärke und dem Verlaufe des Erdstromes fast immer auch von ganz bestimmten Bewegungen der Magnetnadel begleitet sind. Ein ursächlicher Zusammenhang zwischen beiden Erscheinungen läßt sich daher kaum abweisen; die regelmäßigen Bewegungen der Magnetnadel gehören somit aller Wahrscheinlichkeit nach gar nicht dem Erdmagnetismus selbst an, sondern sind durch die Erdströme bedingt; wenn die Ursache dieser Erdströme — die nicht selten den Telegraphenverkehr in unliebsamer Weise stören — aufgedeckt sein wird, so sind damit auch die geheimnißvollen Variationen des Erdmagnetismus erklärt.

**Humoristisches.**

— Raffinierte Probe. A (im Wirtshaus): „... Warum trinkst Du denn nicht noch ein Glas?“  
B: „Ach, ich traue mich nicht! Ich muß immer, wenn ich heimkomme“ — zur Probe, ob ich nicht zu viel getrunken — eine Nadel einfädeln!“  
— Ein Zeitkind. Hans (der eben von seinem ersten Schulbesuch nach Hause kommt): „Papa, wenn Dir etwas nicht verständlich ist, so frag' nur mich!“

**Notizen.**

— Das „Journal des Savants“, eine allberühmte Gelehrten-Zeitschrift Frankreichs, hat nach 235jährigem Bestehen ihre Erscheinung eingestellt, nachdem die 25 000 Fr. betragende jährliche Regierungssubvention gestrichen worden ist.  
— Die Leitung der deutschen Bühnengenossenschaft wird, nach Ueberfiedelung Riffens nach Wien, Dr. Pohl vom Schauspielhaus übernehmen.  
— Maurice Donnays Schauspiel „Le Torrent“ wird im Vesting-Theater in der nächsten Saison unter dem Titel „Der Siebbach“ zur Aufführung gelangen.  
— „Ostern“, Strindbergs neues Drama, wird in Frankfurt a. M. in nächster Zeit in Scene gehen.  
— „Aus'n Herzen heraus“, ein Volksstück von Franz v. Schönthan und B. Chiavacci, kommt demnächst im Wiener Raimund-Theater mit Girardi zur Erstaufführung.  
— „Der Jahrmarkt des Lebens“, Thaderays bekannter Roman, wird in einer Dramatisierung im Londoner Prince of Wales-Theater im Herbst zur Aufführung gebracht.  
— Anton Sifersmans giebt am 23. Februar im Saal Beckstein einen Liederabend ausschließlich mit Kompositionen von Richard Strauß.  
— Das nächste Konzert des Berliner Lehrer-Gesangvereins unter Leitung von Prof. Felix Schmidt und unter Mitwirkung von Frau Strauß = de Ahna wird am Donnerstag, den 28. d. Mts., in der Philharmonie gegeben werden.  
— Eine internationale Ausstellung von Musikinstrumenten wird vom Juni bis zum September d. J. in Amsterdam stattfinden.  
— Bruno und Paul Cassirer eröffnen am Mittwochnachmittag eine Ausstellung von Zeichnungen Th. Th. Heines und von Landschaften Paul Baums.  
— „Die Kunst im Leben des Kindes“ ist der Name einer Ausstellung, die in diesem März im Gebäude der „Secession“ stattfinden soll. Die Ausstellung wird drei Abteilungen umfassen: „Künstlerischer Wandschmuck für Schule und Haus“, „Vilberbücher“ und „Das Kind als Künstler“.  
— c. Ein Velasquez „Prinz Balthasar Carlos und sein Zwerger“ aus der Sammlung des Grafen von Carlisle ist für 32 000 M. vom Museum der Künste in Boston angekauft worden.